

DENIZ SELEK

DIE
FRAUEN
VOM
MEER

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Originalausgabe Mai 2016

Droemer Taschenbuch

© 2016 Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Gisela Menza

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München

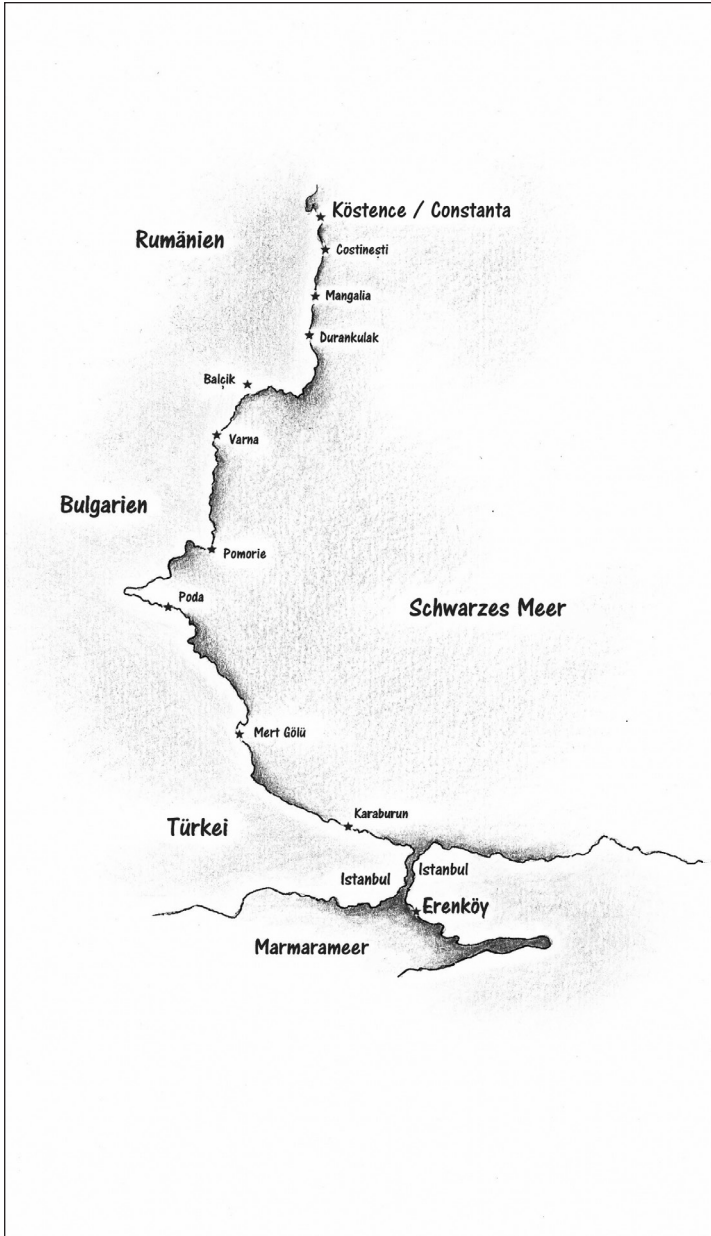
Coverabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30455-6

2 4 5 3 1



*Für Nazmiye und Anna Maria, meine Urgroßmütter
Für Josefa und Mücellâ, meine Großmütter
Für Anne und Özgür, meine Eltern
Für İçlal und Ursula, meine Tanten
In Liebe und Dankbarkeit*

Prolog

Der Mond war über die Bucht gewandert und hatte seinen milchigen Schein auf eine Bergspitze gerichtet, als sich Ilayda im Sand ausstreckte. Er wärmte ihren Rücken und streichelte ihre Finger, die sich ins weiche Geriesel gruben. Allein. Fast ganz allein. Sie sah nach oben und hatte das Gefühl zu schweben in der Dunkelheit, die zwischen all den Sternen immer tiefer wurde. Lichtjahre entfernt blinkten Erinnerungen auf und stürzten nacheinander in die Ewigkeit.

Ilayda legte ihre Hand mit dem Rosenring auf ihren gewölbten Bauch und atmete langsam.

Spürst du das? Die Luft auf meiner Haut, in meinen Haaren? Kannst du das Rauschen der Wellen in meinem Herzen hören? Ihr Gluckern und Flüstern? Ihr Wiegen und Schwingen? Ihr Kommen und Gehen? Folgst du der Strömung? Riechst du den Seetang, der sich an der Meereslinie kräuselt? Schmeckst du das Salz auf meinen Lippen, in meinen Tränen? Oder in deinen?

Hörst du den Ezan, meine Nachtmusik? Hörst du die Wehmut in seiner Stimme über das, was wir verloren haben? Hörst du seine Freude über das, was gerade beginnt? Soll ich dir davon erzählen? Und wirst du es behalten? Wirst du es für dich behalten?

Ilayda richtete sich auf. Träge glitt Welle auf Welle an den Strand und zog sich zischelnd wieder zurück. Töne vom

Anbeginn der Zeit umspülten ihre Seele, unendlich, besänftigend.

Hier war sie richtig, an diesem Ort würde er sich erfüllen. Der Wunsch von Ferah, von Elisabeth, Ilayda und ihrer ungeborenen Tochter. Hier war die Heimat ihrer Sehnsucht und würde es für immer bleiben.

Istanbul-Erenköy, Türkei

22. Mai 1999, 10 Uhr 05

Es war warm an diesem Tag. Nicht so heiß wie die Tage zuvor, deren dichte Luft ihr den Atem genommen und sie schwindelig gemacht hatte, an denen sie nicht aus dem Haus gegangen war. Heute wehte eine Brise, und die Temperatur war leicht gesunken. Ferah hatte sich am Morgen eine Gemüsesuppe gekocht, für später. Nichts Besonderes, ein paar Kartoffeln nur, Möhren, Zwiebeln und Porree. Sie hatte auf dem Sofa gesessen, seitlich, mit einem angezogenen Bein und einem Arm auf der Lehne, um aus dem Fenster zu sehen. Ein wenig war ihr dabei das Nachthemd im Weg, das sie gewaschen und auf den Balkon gehängt hatte. Mit jeder stärkeren Böe rutschte es auf seinem Bügel mal nach rechts, mal nach links über die Wäscheleine.

Weil sie keine Lust hatte, aufzustehen, ließ sie es schaukeln und beobachtete die Menschen, die vor ihrem Haus entlanggingen, wie sie es immer tat.

Die Älteren kannte Ferah natürlich nach vierzig Jahren in diesem Viertel, in diesem Haus. In letzter Zeit kamen jedoch mehr und mehr Gesichter hinzu, die ihr unbekannt waren. Junge Gesichter und auch wieder mehr Kinder. Eine getigerte Katze lief am Stamm des Fliederbaums hinab, setzte sich auf eine Steinplatte und putzte sich. Die starken Wurzeln des Baums hatten mehrere der Platten zum Bersten gebracht. Da, wo sie an eine halbhohe Mauer stießen, war früher der Durchgang zum großen Nachbargrundstück ge-

wesen, das einem reichen Kapitän gehörte. Er hatte darauf ein rundes Haus bauen lassen, kreisrund, mit einer offenen Terrasse auf dem Dach, die von einem schmiedeeisernen Geländer umgeben war. Viele Möbelstücke mussten dafür mit Rundungen versehen oder gleich auf Maß gefertigt werden. Ferah hatte die Nachbarn beneidet, nicht um das Haus oder die teuren Möbel, die ihr viel zu extravagant waren, eher um ihren Wohlstand und die natürliche Selbstsicherheit, die er und seine Frau ausstrahlten. Es war eine Art, die Ferah auch gern besessen hätte.

Nun stand an der Stelle des runden Hauses ein zehnstöckiger Block, und der Investor hatte versucht, auch das angrenzende Grundstück zu kaufen, indem er Ferah und den anderen Bewohnern bei Fertigstellung eine moderne Eigentumswohnung zum Tausch anbot. Ferah war die Einzige der sechs Parteien, die abgelehnt hatte.

Ein Murren ging durch die Fensterscheiben, als am Bahnhof auf der anderen Straßenseite der Zug mit kreischenden Bremsen einfuhr. Ferah wartete, bis die Lautsprecher verstummten und die Lokomotive nach einem kurzen Pfiff wieder zu schnaufen begann. Die Räder rumpelten über die alten Gleise, der Zug erhöhte sein Tempo und hinterließ nur noch ein schwaches Sirren in Ferahs Wohnzimmer. Sie wusste nicht mehr, wann sie zum letzten Mal damit gefahren war, wohin sie gefahren war. Sie konnte Lâl fragen; ihre Tochter würde es ihr sagen. Aber eigentlich war es nicht wichtig.

Ferah erhob sich mit einem leisen Ächzen, um das unruhige Nachthemd nun doch zu holen. Sie öffnete die Balkontür und schloss das Sicherheitsgitter auf. Die Blüten des Flieders verströmten ihren letzten Duft für dieses Jahr, in ein paar Tagen würde es damit vorbei sein. Es wuchsen nur

noch wenige Dolden daran. Der Baum war alt, aber sein Geruch war noch immer da.

Ein blondes Mädchen sprang hinter seinem Luftballon her in den Vorgarten und winkte Ferah fröhlich zu.

Ferah winkte auch. Ihr Blick folgte der Kleinen, als diese mit dem Ballon zu ihrer Mutter zurücklief. Ilayda, dachte sie, sie sieht aus wie Ilayda, die mit ihrem hellen Schopf damals genauso durch den Garten gelaufen war, verfolgt von ihrer Mutter mit einem Teller Essen, nur einen Bissen, wenigstens einen einzigen. Ferah lächelte in der Erinnerung, weil Ilayda ihre Mutter schalt, sie solle richtig mit ihr sprechen, Türkisch und nicht Deutsch.

Die Katze sprang auf den Balkon und maunzte. Sie schien immer wieder zu vergessen, dass sie von Ferah kein Futter bekam. Nie, doch sie gab einfach nicht auf. Ferah dachte an das letzte Stück Weißbrot, das sie nicht wegwerfen mochte, das ihr aber auch nicht mehr schmeckte.

Mit einem Ksch verscheuchte sie das Tier, schloss Gitter und Balkontür zu und ging ins Badezimmer. Das Nachthemd hängte sie an den einzigen Plastikhaken hinter der Tür, der nicht abgebrochen war. Ferah tauschte Rock und Bluse gegen ihr hellblaues Kleid und betrachtete sich im Spiegel. Auch wenn um ihren Mund viele Fältchen in der Haut lagen, hatte er noch eine ansehnliche Form. War nicht so schmal geworden wie bei anderen Frauen ihres Alters. Routiniert fuhr sie mit dem Lippenstift zweimal über ihre Unterlippe und presste dann die Oberlippe darauf, so dass ein zarter Film auf beiden lag. Der Kohlkajalstummel hatte keine Kappe mehr. Sie zog ihn an den Augenwinkeln nach außen, tupfte den Strich mit einem Finger kürzer und klapperte auf ihren Holzpantinen den langen Flur entlang zur Haustür. Sie schlüpfte in ihre Halbschuhe, nahm eine dünne

Jacke von der Garderobe und ihre Kunstledertasche aus dem Regal. Dann sah sie noch einmal kurz in den Spiegel und verließ die Wohnung.

Schon im Treppenhaus roch es nach Abfällen, die in der Mülltonne vor dem Haus gärten. Ferah schimpfte leise. Als Emre noch hier gewesen war, hatte es das nicht gegeben. Der Hausmeister hatte die Tonne an die Straße geschoben, wo sie geleert worden war, und sie dann zurück aufs Grundstück gezogen.

Seitdem er mit seiner Familie jedoch in sein Heimatdorf zurückgekehrt war, stand es nicht gut um die Ordnung im Haus. Geputzt wurde nicht richtig, und es war niemand mehr zum Schicken da, wenn man schnell etwas aus dem Laden brauchte. Auch in den anderen Häusern zogen nach und nach die Familien aus den Kellern, in denen sie wie fast überall in Istanbul so lange gelebt und für das Wohl der Bewohner gesorgt hatten. Kaum noch eine Hausgemeinschaft, die auf ihre Dienste zurückgreifen konnte. Wohin sollte das führen? Was würde aus den vielen alten Leuten werden, wenn ihre Kinder in alle Welt verstreut waren und sich nicht kümmern konnten? Ferahs Mann Burak hätte vielleicht für eine neue Familie gesorgt, die diese Dinge übernommen hätte, doch er war tot, lange schon.

Ferah hatte ihn nicht vermisst. Jedenfalls nicht so, wie man einen geliebten Menschen vermisst. Seine entschiedene Art hatte ihr gefehlt, seine Dominanz und manchmal auch sein herrischer Ton, wenn es um die Durchsetzung seiner Interessen ging oder die seiner Familie. Bei den Behörden, bei der Bank oder der Versicherung. Wenn etwas mit anderen Männern geregelt werden musste, bei dem Ferah nicht ernst genommen wurde. Wenn etwas gemacht werden musste und Emre sofort sprang, weil Burak es sagte. Das

hatte ihr gefehlt. Aber sonst nichts. Alles andere war ohne ihn viel leichter gewesen. Sie musste nicht mehr den ganzen Tag in der Küche stehen und möglichst viele verschiedene Speisen zubereiten, weil er das voraussetzte. Sie musste ihn nicht fragen, wenn sie etwas für die Wohnung kaufen oder etwas entsorgen wollte, was er unentbehrlich und sie nutzlos fand. Oder umgekehrt. Ferah war zum ersten Mal frei gewesen, sie hatte aufgeatmet, ohne dass es jemand merkte. Sie hatte ein Jahr lang ihre schwarzen Kleider getragen, gern sogar, weil sie ihre kleine runde Figur schlanker erscheinen ließen. Anfangs hatte sie sich dabei erlappt, dass sie mit einem Lächeln über den Markt schlenderte und nur noch kaufte, was sie mochte. Niemand erwartete irgendetwas von ihr, auch ihre Kinder und Enkelkinder nicht.

Aus der offenen Tür der Apotheke warf ihr der Mann der Apothekerin Gülay einen Gruß zu. Sie kannten sich seit vielen Jahren.

Die Sonne flimmerte grell vor Ferahs Augen, so dass sie ihn nur schemenhaft erkennen konnte. Sie grüßte zurück und überquerte die Ethem-Efendi-Straße, die steil zum Marmarameer abfiel und von hohen Bordsteinen begrenzt war. Das machte das Gehen anstrengend. Ein leichter Schwindel erfasste sie, und Ferah beschloss, eine Pause im Kânî-Bey-Park einzulegen, wo es Bänke gab und Schatten.

Langsam ging sie durch das Tor. Es waren wenige Menschen hier, und manche eilten nur hindurch, weil er ihnen als Abkürzung diente. Etwa fünfzig Meter vor ihr stand der weiße Holzpavillon, den Kânî Bey einst für seine Geliebte bauen ließ. Von dessen Veranda hatte man einen schönen Blick auf das Blütenmeer ringsum. Ferahs Kopf begann sich stärker zu drehen, und sie wusste, dass sie es heute nicht bis zur Veranda schaffen würde. Sie wollte einen Mo-

ment verschnaufen und dann nach Hause gehen. Einkaufen konnte sie auch am Nachmittag noch, sie brauchte ohnehin nicht viel.

Ein alter Mann saß mit geschlossenen Lidern auf der Bank, die ihr am nächsten stand. Obwohl Ferah lieber allein geblieben wäre, steuerte sie nun darauf zu und setzte sich, so weit wie möglich von ihm entfernt. Der Mann öffnete die Augen, nickte und schloss sie wieder. Auch Ferah nickte. Und auch sie schloss die Augen, weil ihre Sicht verwischte, immer mehr.

Ein Fließen füllte ihre Ohren, sie hörte leises Schwappen und Rieseln wie von Wellen, die über Sand rollen. Nur eine feine Linie trennte das Wasser vom Himmel, hell und leuchtend und klar. Die Benommenheit war weg.

»Da bist du ja, Ferah«, sagte der Mann, und sie sah überrascht auf. Er hatte sich ihr zugewandt und wirkte nicht mehr so alt, wie sie anfangs gedacht hatte, trotz der weißen Haare, der Falten und dunklen Flecken an Stirn und Wangen. Seine Augen zogen sie bis auf den Grund des Meeres.

»Wir haben uns lange nicht gesehen. Sehr lange.«

Ferah schwieg. Sie hatte zu wenig Speichel, um schlucken, und zu wenig Tränen, um ihren Schmerz darin auflösen zu können.

»Es hört gleich auf«, sagte er und streichelte behutsam ihre Hand. »Es hört gleich auf.«

»Wo bist du die ganze Zeit gewesen, Baba!?,« fragte sie. »Ich habe dich so vermisst.«

»Wollen wir ein Stück gehen? Dann erzähle ich es dir.«

»Ich kann nicht.«

Er lächelte, nahm ihren Arm und zog sie hoch. Ganz leicht. Es ging ganz leicht.

1 Papa, Vater

Köstence/Constanța, Rumänien

Oktober 1922

Von stürmischen Winden angetrieben, durchschnitt der Kutter das graugrüne Wasser. Sie blähten die Segel, klingelten am Mast und ließen das Holz knarren. Sercan saß am Heck, mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, so dass er den Horizont sah. So viele Jahre fuhr er schon zur See und konnte noch immer über die messerscharfe Linie staunen, die die zwei mächtigen Elemente voneinander trennte. Obwohl beide in ewiger Bewegung waren, schienen sie am Ende eine statische Festigkeit zu bilden, eingefroren in der Ferne.

Möwen folgten dem Kutter mit lautem Geschrei. Einer der Vögel stieß herab in der Hoffnung, einen Bissen zu ergattern, doch Sercan war zu nah. Seine jungen Begleiter bewachten die Segel, nutzten jedes Umschlagen, um schneller voranzukommen. Wenn auch ihre Hände rissig und voller Schwielen waren, ihre Lippen aufgesprungen und die Gesichter müde und von der Kälte gerötet, war ihnen die Freude über den guten Fang anzusehen. Sie hatten einen Schwarm Blauheringe und obendrein noch einen Stör erwischt. Das würde ihnen um einiges mehr einbringen als sonst.

Während Dimitrie und Manuc die Segel einholten, lenkte Sercan das Boot in die Bucht. Nur noch ein paar Ruderschläge, ankern, und die lange Nacht hatte ein Ende, sie waren zu Hause.

Sercan lächelte. Hand in Hand standen Seza und Ferah

am Strand im kalten Wind, der ihre langen dunklen Haare wie Algen um ihre Köpfe wickelte und an ihren bestickten Lammfellmänteln zerrte. Sercan hatte sie für seine Frau und seine Tochter vom Basar in Istanbul mitgebracht. Die kleine Ferah verschwand fast darin, weil er sich bei der Größe verschätzt hatte. Wie bei den dunkelroten Stiefeln, die sie trug. Es fiel Sercan wieder auf, wie schlank die beiden waren. Im Gegensatz zu den Menschen in seiner Heimat waren das hier fast alle.

Ferah riss sich von der Hand ihrer Mutter los und lief gegen den Luftstrom zu ihm. Obwohl sie dabei fast gestürzt wäre und sich ihr die Wellen drohend zu Füßen warfen, hatte sie keine Angst. Ferah war wie er. Mit ihren zwei Jahren schon ein Kind des Meeres. Er rief ihr zu, sie solle zurückgehen, sonst würde sie die nächste Welle fressen. Ferah verstand ihn nicht und versuchte ihre Mutter abzuschütteln, die sie daran hindern wollte, ins Wasser zu laufen.

»Baba!«, schrie Ferah. »Baba!«

Ihre dunklen Augen blitzten, sie juchzte begeistert, als er an Land sprang, sie packte und im Kreis drehte. Seza wollte Sercan bremsen, doch er drehte sich weiter und weiter, bis er taumelnd und lachend in die Knie ging. Er ließ Ferah los, sank rücklings in den Sand und folgte dem Karussell der Wolken über sich.

Die Zeit reichte nicht, wenn ihm der Wind die Tage schneller entriss, als er sie leben konnte. Sie reichte nie, wenn er bei Seza und Ferah war.

Sercan betrachtete die großen Fetzen, die aufhörten, sich zu drehen, und nach Osten davonjagten. Er dachte, dass sie schon im nächsten Moment das andere Ende des Schwarzen Meeres erreichen würden, dass sie einen Teil von ihm schon jetzt mit sich nahmen, obwohl es noch gar nicht so weit war.

Obwohl er noch bleiben durfte, an diesem Ort, am hellsten Fleck auf seiner Landkarte.

»Was ist jetzt, Sercan?« Ungeduldig trat Manuc von einem Bein aufs andere. »Lass uns fertig werden, ich habe Hunger.«

Seza sah Sercan an. Ferah sprang rittlings auf seinen Brustkorb und kicherte, weil er sie kitzelte.

»Macht ihr das«, sagte Sercan. »Ich komme später dazu.«

»Wie du willst.« Dimitrie stieß Manuc an und grinste. »Dann teilen wir heute eben nur durch zwei.«

»Ach ja?« Sercan richtete sich auf. »Ohne mich hättet ihr nur ein paar lausige Garnelen gefangen, ihr Bauerntölpel!«

»Und ohne mich hättet ihr gar nichts gefangen!«, stieß Manuc trotzig hervor.

»Ich fange in einer Nussschale an einem Tag mehr als du mit deinem Kutter im ganzen Jahr!«

»War doch nur 'n Scherz, Sercan.« Dimitrie stieß seinen Freund versöhnlich in die Seite. »Nicht wahr, Manuc? Nur 'n Scherz.«

»Ein Scherz, natürlich«, brummte Sercan, klopfte den Sand von seinen nassen Hosen und setzte Ferah auf seine Schultern. »Komm«, sagte er zu Seza und an Dimitrie und Manuc gewandt: »Bringt die Fische zur Verwaltung, wir rechnen später ab.«

Verärgert drehte sich Manuc um, lief zurück ins Wasser und zog den Stör unter den kleineren Fischen hervor, von denen manche noch im Todeskampf zuckten. Ohne den Kutter seines Vaters hätten sie nie so einen Fang gemacht, das wusste der Armenier genau. Doch er wusste auch, dass Sercan die Fischgründe kannte, obwohl er Kapitän eines Handelsschiffes war und kein Fischer. Es wurmte Manuc, dass er sich von dem Älteren noch immer einschüchtern

ließ. Und es wurmte ihn noch mehr, dass er und Dimitrie alles allein zur Fischereiverwaltung bringen sollten, die einen Teil des Gewinns einbehält. Je jünger die Fischer waren, die ihren Fang ablieferten, umso mehr behielt sie ein, auch wenn es nicht rechtmäßig war. Mit Sercan an ihrer Seite würden sie mehr bekommen, doch Manuc war der Letzte, der ihn darauf hinweisen würde. Natürlich wusste Sercan das, aber es schien ihm gleichgültig zu sein, er ging einfach davon.

Dimitrie folgte Manuc. Gemeinsam zogen sie das Netz aus dem Boot und schleiften es über den Strand.

»Wir machen die ganze Arbeit, und der kassiert«, murmelte Manuc so leise, dass ihn nur sein Freund hören konnte.

»Sei froh, dass wir die teuren Fische haben«, gab Dimitrie zurück und sah sich verstohlen nach Sercan um. »Wir hätten doch nur wieder Gründlinge rausgeholt.«

»Trotzdem kann ich ihn nicht leiden, diesen Wichtig-tuer.« Manuc spuckte verächtlich aus. »Diesen Schönling!«

»Neidisch?« Dimitrie grinste, und Manuc wurde rot.

»Auf den alten Sack? Ganz sicher nicht!«

»Komm schon! Nicht mal wegen der hübschen Tatarin?«

»Ach, halt's Maul!« Manuc wies auf die hölzerne Schubkarre, die sie zum Transport der Fische mitgebracht hatten.

»Fass lieber mit an, damit wir endlich fertig werden.« Dimitrie grinste immer noch, bis ihm Manuc einen Tritt versetzte. Dann vertäuten die beiden das Boot und warfen die Fische in den Karren, ohne dem morgendlichen Schauspiel über ihren Köpfen auch nur einen Blick zu schenken.

Der Himmel hatte sich entzündet. Gleißend hell strömte Sonnenglut vom Horizont, ließ die Wolken über blauen Schatten Feuer fangen und in roten, purpurnen und violetten

Flammen lodern. Sie zog eine gold schimmernde Decke übers Wasser und tauchte ihre Gesichter in warmes Licht.

Seza und Sercan stiegen langsam die felsige Anhöhe hinauf. Ferah wollte ihren Vater mit dem Druck ihrer Beine antreiben, doch er hielt sie still.

»Hast du keine Angst, dass sie dich betrügen?«, fragte ihn Seza.

»Nein, das wagen sie nicht.« Sercan schüttelte den Kopf. »Dimitrie ist ein aufrichtiger Rumäne, und Manucs Vater war ein Freund deines Großvaters.«

»Der mit den Bulgaren Geschäfte macht«, setzte Seza hinzu.

»Und den Russen und den Deutschen.«

»Und mit euch Tataren und uns Türken«, ergänzte Sercan. »Er macht mit allen Geschäfte, weil er schlau ist. Sein Haus wurde damals jedenfalls nicht ausgeraubt.«

Seza dachte schauernd an die Bande marodierender Soldaten, die vor zwei Jahren die Gegend in Angst und Schrecken versetzt hatten. Sie trugen Uniformen des deutschen Reichsheers, gehörten jedoch nicht zu den ehemaligen Verbündeten, wie sich zeigen sollte. Der Überfall ging so schnell, dass die Menschen es erst begriffen, als schon alles zu spät war. Schwer bewaffnet drangen die Soldaten in die Häuser ein und zwangen die Bewohner zur Herausgabe von Wertgegenständen und Lebensmitteln. Wer sich weigerte, wurde sofort erschossen. Sie nahmen zwei Mädchen als Geiseln, die seitdem spurlos verschwunden waren. Niemand wusste, woher sie kamen und welcher Nation sie angehörten. Niemand kannte sie. Auch wenn zur Zeit des Überfalls das Kriegsende bereits anderthalb Jahre zurücklag, waren die Zustände noch immer von Willkür und Unsicherheit geprägt. Das hatten sie für ihr Verbrechen ge-

nutzt. Fest stand, dass es nicht nur Deutsche gewesen waren. Es sprach kaum jemand darüber, weder über die Mädchen noch über die Toten. Schweigen lag über dem Ereignis wie über so vielen anderen.

Seza war froh, dass sie in der Stadt wohnten, wo sich die Banditen nicht hingewagt hatten. Sie dachte oft daran, was hätte passieren können. Sercan war auf See und sie kurz vor der Entbindung mit Ferah, allein mit Tante Abide und deren Tochter Rahmanie. Es war Kismet², dass ihnen dieses Unheil erspart geblieben war.

Seza wusste, was Sercan mit Geschäften meinte. »Er hat sie geschmiert, damit sie ihn in Ruhe lassen.«

»Vielleicht.« Sercan nickte. »Er ist ja einer der wenigen, der die Mittel dazu hat.«

»Und wenn dich Manuc doch betrügt?«

»Dann wird sein Vater für die Ware, die er bei mir bestellt hat, leider das Dreifache zahlen müssen«, antwortete Sercan. »Außerdem, Frau, zerbrich dir nicht meinen Kopf. Die Geldangelegenheiten gehen dich nichts an!«

Wenn du wüsstest, wie sehr mich das angeht, dachte Seza.

Kaum hatten sie die Hochebene erreicht, fegte ihnen eine Orkanböe Staub, Sand und Pflanzenreste unter die Kapuzen. Seza hielt sich rasch die Hände vors Gesicht. Sercan nahm Ferah von seinen Schultern, zog ihre Kapuze tief über den kleinen Kopf und barg sie in seinen Armen. In der flachwelligen Ebene fehlten schon seit sehr langer Zeit die Bäume, die rasende Geschwindigkeit des Windes gebremst hätten.

»Warum seid ihr nicht zu Hause geblieben?«, fragte er. »Heute bläst es besonders stark.«

»Sie war so früh wach«, rechtfertigte sich Seza. »Und sie wollte unbedingt zu dir.«

2 Schicksal, Bestimmung

Natürlich will sie das, dachte Sercan, weil ich so selten da bin. Er sagte nichts mehr, und Ferah duckte sich in seinen Arm, ohne einen Laut von sich zu geben. So konnte sie auch nicht sehen, wie der aufwirbelnde Staub vor ihnen zu einer Gestalt mit fast menschlichen Bewegungen wurde. Drehend schwang sie mal in die eine, mal in die andere Richtung und schien mit den umherfliegenden Blättern zu tanzen, bis eine besonders starke Böe sie aus ihrem Sichtfeld vertrieb. Es war noch ein gutes Stück bis zu den ersten Häusern, doch je näher sie ihnen kamen, desto schwächer wurde der Wind.

Ferah hatte im Gestrüpp zwei sich balgende kleine Katzen entdeckt und strampelte nun ungeduldig mit den Beinen, um zu ihnen zu gelangen. Als Sercan sie absetzte und sie auf die Kätzchen zustürmte, fauchten diese erschrocken und sprangen davon. Enttäuscht schlich Ferah zurück zu ihren Eltern.

Sezas Blick wechselte von ihrer Tochter zu dem schäbigen Gebäude, das hinter ein paar anderen ähnlich verwahrlost wirkenden Häusern auftauchte. Jedes Mal aufs Neue gab es ihr einen Stich. Jedes Mal aufs Neue sah sie Balçık vor sich, den Ort, wo sie früher gelebt hatte, in einem großen schönen Haus in der Nähe der Rosenfabrik. Damals, in ihrem ersten Leben, ihrem richtigen Leben. Als das Glück die Jahre noch so randvoll füllte, dass Sorgen und Trauer keinen Platz darin fanden. Und das, obwohl Sezas Vater noch vor ihrer Geburt bei einem blutigen Bauernaufstand und ihre Mutter nur einige Jahre später an einer rätselhaften Nierenkrankheit gestorben war. Die Rosenfabrik gehörte ihren Großeltern. Seza hatte schon als Kind beschlossen, sie zu übernehmen, weil sie nicht nur zwischen Blumenkörben, Destilliergeräten und Ölfaschen aufwuchs und jeden Handgriff in der Herstellung kannte, sondern weil der Duft der

Rosen ein Teil ihres Selbst war. Sie hatte ihn mit ihrer Geburt aufgenommen und nicht mehr hergegeben. Er schien in winzigen Partikeln unter ihrer Haut ausgebreitet zu warten, bis sie schwitzte, sich aufregte oder freute und er an die Oberfläche treten konnte. Seza wusste um diesen Duft. Sie wusste, dass er ihr Selbstvertrauen gab und Sicherheit, dass er sie beruhigte und ermutigte. Und vielleicht wusste sie auch, dass er bei niemandem eine so starke Wirkung entfaltete wie an ihr. Seza Ghiulgean³ besaß die Seele der Rosen.

Doch die Unabhängigkeit Bulgariens machte ihre Pläne zunichte. Zunächst waren es nur Gerüchte über religiöse Schikanen und vertriebene Moslems, die zwar diskutiert, aber kaum ernst genommen wurden. Wer sollte so etwas tun und vor allem, warum? In Balčik lebten fast nur Tataren, Türken und ein paar alteingesessene griechische Familien. Wer sollte Interesse daran haben, eine ganze Stadt zu vertreiben? Niemand konnte sich das vorstellen, sie alle glaubten an eine gute Wendung. Wenn sie nur einfach weitermachten wie bisher, würde schon alles wieder ins Lot kommen. Auch ihre Nachbarn und Freunde glaubten es. Aber so war es nicht. Denn dann kamen die Schweine, die immer wieder in ganzen Rotten durch den Ort getrieben wurden. Und die Kadaver der Schweine, die man später in den Brunnen fand. Spätestens da wussten alle, dass es ernst wurde.

Irgendwann stand ein Bezirkshauptmann in ihrer Rosenfabrik und erklärte den Betrieb und das Haus zu bulgarischem Staatseigentum. Heute noch sah Seza den fassungslosen Blick ihres Großvaters vor sich, als ihm bewusst wurde, dass damit sein Lebenswerk dahin war. Sein dunkles Gesicht schien unter dem bestickten Fes und dem weißen Bart nach innen zu schrumpfen, als würde es sich heimlich

3 tatarisch: Rosenseele

davonmachen, um nicht erleben zu müssen, was nun folgen würde. Sie sah ihre Großmutter mit unbewegter Miene und routinierten Handgriffen ein paar Flaschen des kostbaren Öls in einer Satteltasche verstauen, als würde es sie nichts angehen, als wäre es ihr gleichgültig. Sie sah ihren Onkel Nihat mit dem Hauptmann diskutieren und Rahmanie ängstlich weinend zwischen den beiden Männern stehen. Noch immer erschien es Seza wie ein böser Traum.

Innerhalb weniger Stunden mussten sie Abschied von ihrem bisherigen Leben nehmen. Ihr Zuhause, ihre Welt verlassen. Einfach so.

Weil sie nicht in der angeordneten Zeit fertig geworden waren, jagte sie ein Trupp junger uniformierter Bulgaren aus dem Haus, mit Hohn und Gelächter, mit Drohungen, Beschimpfungen und Stockschlägen, wie Diebe, die man beim Stehlen erwischt hatte. Seza, ihre Großeltern, Onkel Nihat, seine Frau Abide und ihre Tochter Rahmanie fanden sich mit zwei Pferden und ihrem Wagen in einem Treck der unzähligen anderen türkischen und tatarischen Flüchtlinge wieder, die nur das hatten, was sie bei sich trugen. Viele liefen barfuß, und ein paar wenige trieben Esel oder Pferde vor sich her. Ihre Familie besaß zwar noch Silber in Münzen und Schmuck, ungleich wertvoller als das, was den anderen geblieben war, doch das war kein Trost. Erbärmlich hatte sich Seza mit ihren elf Jahren gefühlt, ohnmächtig ausgeliefert und grenzenlos zornig. So zornig wie noch nie zuvor. In der rumänischen Hafenstadt Köstence hatte ihr Großvater einen Handelspartner gehabt, der ihnen in der ersten Zeit unter die Arme griff, so dass sich die Familie eine neue, jedoch sehr viel bescheidenere Existenz aufbauen konnte. Neun Jahre war das her, und die Bitterkeit lauerte in Seza noch immer, verkapselt in einer kleinen harten Schale, die

in ihrem Magen drückte, wenn sie das Haus sah, in dem sie jetzt wohnten.

Es schmerzte Seza besonders, dass sie Ferah mit einer derart trüben Kindheit belastete, dass sie ihr Erinnerungen aufbürdete, die im Gegensatz zu ihren eigenen so schwach und freudlos schienen. Und so armselig.

Die mannshohe Mauer um das Grundstück bestand aus grob aufeinandergeschichteten Natursteinen, aus deren Zwischenräumen der Mörtel fiel.

Als Ferah vor ihren Eltern durch die Holztür in den Hof gelaufen kam, stoben die Hühner gackernd auseinander. Die Frau, die sie gerade fütterte, wollte schon mit der Kleinen schimpfen, da sah sie Sercan, und ihre Gesichtszüge wurden weicher. Sie stellte die Schale mit den Körnern auf einen Schemel und zog ihr Kopftuch zurecht.

»Ach, der Herr Kapitän persönlich«, sagte sie. »Mögen Sie Eier zum Frühstück? Die geben Kraft.« Sie lächelte und entblößte eine Zahnücke in der oberen Reihe. Eigentlich wollte Seza nur freundlich grüßen, doch es gelang ihr nicht.

»Nein danke, Tante Abide«, antwortete sie. »Wir haben genug zu essen.«

»Ich habe deinen Mann gefragt!«, gab diese zurück, ohne Seza anzusehen.

Obwohl Sercan amüsiert schien, blieb er Seza zuliebe ernst. »Wir haben wirklich genug, vielen Dank.«

»Ich habe es nur gut gemeint«, sagte Abide in einem Ton, der ihre Verärgerung nicht verbergen konnte. Sie griff nach der Schale und streute erneut Futter aus. Pickend und gackernd verteilte sich das Federvieh auf dem Hof.

»Das ist sehr freundlich von dir«, erwiderte Sercan. Seza zog hinter Abides Rücken eine Grimasse und rief Ferah zu

sich, die versuchte, eins von den Junghühnern auf den Arm zu nehmen. Abide funkelte das Mädchen aus den Augenwinkeln an, sagte jedoch nichts.

Das Haus selbst war einmal weiß gewesen. Seza erinnerte sich gut, wie Großvater die einstige Ruine gekauft und mit Onkel Nihat ausgebaut hatte. Nun bröckelte an manchen Stellen der Putz und legte rostrote Ziegel frei. Auch ein paar Einschusslöcher von Granaten waren geblieben, wie an anderen Häusern in der Stadt ebenfalls. Es hatte zwei Räume, durch eine dünne Wand voneinander getrennt. Im Durchgang, der zu Sezas und Sercans Zimmer führte, saß Rahmanie, Abides vierzehnjährige Tochter, auf einem Schemel und schaukelte mit dem Oberkörper vor und zurück. Ihre schmutzigen Füße schliffen über den Holzboden. Sie trug einen Männerschlafanzug, der an ihr hing wie ein Sack. Neben ihr stand der kleine abgeschabte Lederkoffer, den sie immer bei sich hatte.

»Rahmanie«, sagte Seza, »geh rein und zieh dir was an, es ist kalt.«

Das Mädchen mit dem runden Gesicht und den schmalen Augen schüttelte den Kopf und weinte. »Ich will meinen Baba wiederhaben.«

»Ich weiß.« Seza strich behutsam über Rahmanies Kopf. »Ich weiß.«

Ferah streichelte ihre Hand. Rahmanie schmiegte sich fest an die Kleine und weinte lauter. »Ich will meinen Baba wiederhaben!«

»Sch«, machte Ferah. »Sch.«

Der Tod von Onkel Nihat war nun schon lange her, und viele, die Rahmanie kannten, wunderten sich, dass sie ihn noch immer nicht vergessen hatte. In den letzten Kriegswochen war er russischen Infanteristen zum Opfer gefallen.

Von Zeit zu Zeit tauchte er in Rahmanies Gedanken auf, und sie litt wie kurz nach der Todesnachricht.

Sercan war unangenehm berührt, als Rahmanie immer lauter schrie und jammerte und sich mit einer ungeduldigen Bewegung den Rotz über die Wange wischte. Er nickte Seza zu und verschwand in ihrem Zimmer.

Seza hielt Rahmanie im Arm, bis ihre größte Trauer abgeebbt war, und führte sie danach in die Stube. Ferah folgte ihnen. Kelim-Teppiche lagen auf dem Boden, Sitzkissen und Beistelltische aus versilbertem Messing waren darauf verteilt. Mit der Wärme des Ofens entstand eine Behaglichkeit im Raum, die sich auch auf Rahmanie übertrug. Sie stellte ihren Koffer neben den niedrigen Divan, den sie mit ihrer Mutter teilte, und legte sich hin.

»Ich hab dich lieb, Seza«, schniefte sie mit rotgeweinten Augen. »Ich hab dich lieb, Ferah.«

»Wir haben dich auch lieb, Rahmanie«, sagte Seza und zog eine Steppdecke über ihre Füße, deren ehemals blaue Farbe ausgebleichen war. »Ruh dich ein bisschen aus, es ist noch früh. Nachher kannst du mir helfen Wäsche waschen.«

»Nein«, entgegnete Rahmanie lächelnd, »ich kann das nicht. Ich bin behindert.«

»Natürlich kannst du«, sagte Seza lachend. »So behindert bist du nicht.«

»Doch«, beharrte Rahmanie.

Sercan hatte die Glut im Ofen geschürt und neues Holz nachgelegt, als Seza und Ferah eintraten, doch es war nicht annähernd so warm wie in Abides Stube, obwohl der Raum kleiner war. Auch hier lagen Kelim-Teppiche, und in der Mitte stand ein blank poliertes und reich verziertes Kupfertablett auf einem Holzsockel, das ihnen als Tisch diente. In einer Ecke verdeckte ein Paravent Ferahs Kinderwiege,

die Sercans Freund zur Geburt gezimmert hatte. In der anderen Ecke stand Sezas mit Perlmutterintarsien versehene Truhe, in der sie ihre Aussteuer und Erbstücke aufbewahrte. Auch sie und Sercan schliefen auf einem Divan, den sie tagsüber als Sitzmöbel nutzten. Ursprünglich hatten den Raum Onkel Nihat und Tante Abide mit Rahmanie bewohnt. Seza teilte sich mit Großvater und Großmutter die große Stube, bis Onkel Nihat fiel. Damit hatten die Großeltern nun ihr zweites Kind beerdigen müssen, denn auch ihr erster Sohn war durch Soldaten umgekommen. Nach den Schrecken des Krieges, dem Verlust der Fabrik, der Vertreibung und den Schwierigkeiten, in einem fremden Land Fuß zu fassen, war Onkel Nihat ihre wichtigste Stütze gewesen. Sein Tod war zu viel für die beiden alten Leute, und sie verloren nicht nur ihren Lebensmut, sondern auch ihre Gesundheit. Es ging mit ihnen so schnell zu Ende, dass Seza innerhalb von ein paar Monaten ohne leibliche Angehörige dastand. Tante Abide, die zu Sezas Vormund geworden war, hatte die schöne Stube für sich beansprucht und Seza in den kleinen Raum verwiesen. Und so war es geblieben.

»Wir hätten die Eier von ihr nehmen sollen«, sagte Sercan. »Es ist nur noch ein Brot und etwas Obst da.«

»Damit ich sie dafür bezahlen kann, wenn du weg bist?«, erwiderte Seza. »Sicher nicht!«

»Sie wollte sie uns schenken.« Sercan brach ein Stück vom Brot ab und legte es auf die eiserne Herdplatte.

»Das denkst auch nur du!«, schimpfte Seza. »Es ist jedes Mal dasselbe! Kaum kehrst du uns den Rücken, hält sie die Hand auf, die hässliche Alte.«

Sie schnitt einen Apfel, entfernte das Gehäuse und gab Ferah ein Stück, die mit ihren Zähnen sogleich darauf herumkaute.

»So alt ist sie gar nicht«, sagte Sercan schmunzelnd und ertete einen Hieb von Seza. »Nur dünn wie ein Faden.«

»Nimm sie dir doch!«, fauchte Seza. »Dann kannst du jeden Tag Eier essen, ohne zu bezahlen! Und Hühnerfleisch auch!«

»Und das Haus bekomme ich noch dazu«, ergänzte Sercan, stahl seiner Tochter den Apfel, die erst protestierte, dann aber doch vor Freude gluckste, weil er ihr das Stück hinhielt und wegzog, wenn sie zugriff.

»Und Rahmanie«, setzte Seza hinzu.

»Richtig.« Sercan überließ Ferah den Apfel und nahm Sezas Hand. »Der Preis ist wirklich zu hoch.«

»Lass mich los.« Seza wand sich aus seinem Griff. »Kümmere dich um das Brot, es verkohlt.«

Fluchend riss Sercan das qualmende Brot vom Herd, zückte sein Taschenmesser und kratzte die verbrannten Stellen ab, bevor er es mit einer Tomate aß. Wie so oft fragte er sich, warum er ihr einen solch scharfen Ton durchgehen ließ. Wahrscheinlich, weil sie eben keine Türkin, sondern Tatarin war. Sercan nahm ein weiteres Stück Brot und reichte es Seza, doch sie schüttelte den Kopf.

»Ich fahre in drei Tagen«, sagte er zwischen zwei Bissen.

Seza betrachtete sein blondes Haar, das an manchen Stellen weiß schimmerte. Sercan hatte dazu noch hellblaue Augen, eisblau. Mit seiner Körpergröße, die über dem Durchschnitt der Männer lag, war er eine Ausnahmeerscheinung. Niemand sah hier so aus. Kein Wunder, dass ihm die Mädchen scharenweise hinterherliefen. »Wie lange wirst du diesmal fort sein?«, fragte sie.

»Drei, vielleicht vier Monate.«

»Es wird immer mehr«, sagte sie. »Die Abstände werden immer länger, und irgendwann kommst du gar nicht mehr.«

»Was redest du für einen Unsinn, Frau?«, brauste Sercan auf. »Das ist doch blanker Unsinn, natürlich komme ich wieder. Ich komme immer wieder.«

»Ja?« Seza rührte Wasser in eine Schale mit Getreideflocken und süßte den Brei mit dem restlichen Apfel, den sie gerieben hatte. »Und wann bleibst du für immer? Wenn deine Tochter erwachsen ist?« Sie nahm Ferah auf den Schoß.

»Jetzt ist es aber genug, Seza! Ich bin Kapitän. Du wusstest, wen du heiratest und was das bedeuten würde!«

»Und warum reicht das Geld dann nie für unser eigenes Haus?« Seza sah ihn nicht an, während sie Ferah fütterte. Sie merkte, dass sie ihre Grenzen überschritt, doch die bittere Kapsel in ihr hatte sich geöffnet und schoss Gift gegen ihren Mann, ohne dass sie es verhindern konnte. »Verdienst du so wenig, dass wir nicht einmal unser eigenes Zuhause haben können? Als Kapitän? Ist es so wenig, dass ich wie eine Magd bei dieser Person hausen muss, obwohl ich einen angesehenen Mann habe?« Mit jedem Wort wurden ihre Bewegungen ruppiger, mit denen sie Ferah den Löffel in den Mund stieß.

Fluchend sprang Sercan auf, und für den Bruchteil einer Sekunde befürchtete Seza, dass er sie schlagen würde. Doch er presste nur die Lippen aufeinander und fixierte sie mit seinem eisigen Blick. Ferah verzog ängstlich den Mund, jede Sekunde bereit, in Tränen auszubrechen, aber Seza sah es nicht. Sie war zu gereizt, und ihre sonst weiche Stimme stieg eine Oktave höher.

»Und wie kann es sein, dass ich mit der Kleinen nicht bei deiner Mutter und deinen Schwestern wohnen kann? Wie kann es sein, dass ich sie noch nie gesehen habe? Wissen sie überhaupt, dass du eine Tochter hast? Dass du mich hast?«

»Verdammt noch mal!«, schrie Sercan. Die Ader an sei-

ner Stirn pochte. »Soll ich euch den Griechen vor die Füße werfen? Willst du massakriert werden? Willst du das?«

Ferah klammerte sich an ihre Mutter, verbarg das Gesicht an ihrer Brust und schluchzte. Mit hektischen Bewegungen strich Seza über ihren Kopf.

»Du dummes Weib, du weißt ganz genau, dass noch Krieg ist!«

»Nein, das weiß ich nicht! Du hast gesagt, er ist vorbei!«

Sercan ballte die Fäuste, wandte sich ab und ging zum Fenster. Es war keine Glasscheibe darin, so dass er nur die Haken der hölzernen Läden zu lösen brauchte, um das Fenster aufzustoßen. Sein Herz schlug schmerzhaft gegen seine Brust, mühsam holte er Luft, doch sie drang nicht bis in seine Lungen, sein Atem stockte. Der Wind trieb die Wolken rasch weiter gen Osten, als gäbe es keine Zeit und keine andere Richtung mehr, als würde jeder Widerstand, jede Verzögerung durch einen mächtigen Sog verschluckt.

Sercan wusste, dass sie recht hatte. Die Griechen waren besiegt, der Krieg beendet, zumindest offiziell. Die Lage würde sich bald beruhigen, und er hätte keine Ausrede mehr, Seza nicht mitzunehmen. Doch alles in ihm wehrte sich dagegen. Sein Zorn war nichts weiter als Angst vor den Konsequenzen, die folgen würden. Und die verzweifelte Angst, das Versprechen nicht halten zu können, das er ihr nun geben würde.

»Wenn ich das nächste Mal komme«, sagte er leise, »kaufe ich uns ein Haus.«

Der Himmel riss auf, und Sonnenstrahlen fielen in das kleine Zimmer hinter ihm, in dem seine Frau ihre gemeinsame Tochter fütterte und so tat, als hätte sie nichts gehört.

Sercan wusste, dass dies die richtige Entscheidung war. Die einzig richtige Entscheidung seines Lebens. Langsam

trat er an Seza heran, legte seine Arme um sie und küsste ihren Scheitel. Seine Geste tat ihr gut, auch wenn sie nicht ganz versöhnt war.

»Wo fahrt ihr diesmal hin?«

»Indien«, sagte Sercan. »Kalkutta.«

»Bringst du mir von dieser Seide mit? Die mit den groben Fasern?«

»Welche Farbe möchtest du?«

»Blau«, antwortete sie. »Bring mir ein helles Blau.«

Sercan lächelte. Er hob Ferah auf seinen Arm, nahm Sezas Hand und zog sie zu sich hoch, so dass sie eng beieinanderstanden. Die Kleine legte ihren Kopf beruhigt an seine Schulter, während sich ihre Eltern ansahen. Sercan empfand mehr für diese schöne Tatarin, als er ihr hätte sagen können, mehr, als er ihr zeigen konnte, und viel mehr, als er bei ihrer ersten Begegnung gedacht hatte.

Es war 1918, kurz nach Ende des großen Krieges. Die Bücher von Sercans Reederei in Istanbul waren voller Aufträge, und alle merkten, dass es langsam wieder bergauf ging. Sein Schiff war vormittags im Hafen von Köstence eingelaufen. Nachdem die Mannschaft viele Stunden mit dem Ausladen der Fracht zugebracht hatte, war sie froh, am Abend das Schiff verlassen zu können. Obwohl Sercan sonst nicht viel darauf gab, hatte er sich von seinem ersten Offizier Carlos überreden lassen, ins Theater zu gehen. Es sollte eine Komödie gezeigt werden, und Sercan hoffte auf ein wenig Zerstreuung nach der langen Schiffspassage.

So hatten Carlos und er in der Hafenschenke einen Krug geleert und sich in die Altstadt zum Theater begeben.

Der lange schmale Nacken mit den hochgesteckten Haaren in der Reihe vor ihm war ihm sofort aufgefallen. Auch ihre Haltung hatte etwas Hochgestecktes; kerzengerade,

den Knoten aus geflochtenen Zöpfchen auf dem Kopf, saß sie da und verströmte einen Duft, der mit keinem Parfum zu vergleichen war. Als das Licht ausging und der Vorhang zur Seite schwang, beugte sich Sercan vorsichtig nach vorn, um mehr davon aufzunehmen.

Die junge Frau hatte es gespürt. Sie drehte sich um und fuhr gleichzeitig zurück, weil Sercan ihr unerwartet nah war. Trotz der schwachen Beleuchtung sah er so viel, dass sein Herz unkontrollierte Sprünge machte. Ihr längliches Gesicht mit den dunklen Mandelaugen und den hohen Wangenknochen verriet ihre tatarische Herkunft, ebenso wie der geschwungene Mund und das bunte Schönheitspflaster zwischen den Augenbrauen. Ihre Haut war weder besonders hell, noch hatte sie eins der Puppengesichter, die Sercan sonst gefielen, doch ihr stolzer und selbstsicherer Zug fesselte ihn sofort.

Er entschuldigte sich, und mit ernstem Blick wandte sie sich wieder zur Bühne. Carlos grinste seinen Kapitän an. Der grinste zurück. Es schien schon fast zu leicht, an sie heranzukommen, denn sie war in Begleitung eines älteren Ehepaares, also faktisch allein.

Von da an folgte Sercan nur noch ihren Bewegungen, beobachtete ihre schlanken Arme in dem schwarzen Kleid, ihre Hände, die des Öfteren an ihren Dutt wanderten, als wäre sie nicht sicher, ob er halten würde. Er versuchte, ihr Profil zu erhaschen, wenn sie den Kopf drehte, besah sich ihre kleinen Ohren, an denen goldene Ringe schaukelten, und horchte auf jeden Laut, wenn sie lachte. Und in hauchzarten Wellen erreichte ihn dieser faszinierende Duft, der sich auflöste, sobald er versuchte, mehr zu bekommen. Das Theaterstück spielte an Sercan vorbei, und am liebsten wäre er selbst auf die Bühne gesprungen.

Als es dann endlich zur Pause klingelte, entschwand die junge Frau im Schlepptau der älteren Leute. Sercan und Carlos folgten ihnen und stellten sich so unauffällig wie möglich in ihre Nähe. Aus dem Gespräch konnten sie entnehmen, dass es tatsächlich Tataren waren, und da alle Tataren Türkisch sprachen, war es ein müheloser Einstieg für ihn.

»Verzeihen Sie bitte«, Sercan zog sein Halstuch aus der Jackentasche, »vermissen Sie dieses vielleicht?«

»Was ist das?« Der ältere Herr sah auf das Tuch und schüttelte den Kopf. »Nein, mein Junge. Das gehört uns nicht, oder was meinst du, Beril?«

Auch seine Frau sagte: »Nein, sicher nicht.«

»Vielleicht ist es Ihrer Tochter von der Schulter gerutscht?«, erklärte Sercan lächelnd, bemüht, die Aufmerksamkeit der jungen Frau auf sich zu lenken. »Es lag hinter ihrem Sessel im Zuschauerraum.«

»Tatsächlich?« Sie sah weder ihn noch das Tuch an. »Solch geschmacklose Farben würde ich nie tragen. Und jetzt entschuldigen Sie uns.« Damit wandte sie sich wieder dem Ehepaar zu. »Können wir gehen, Großvater?«

»Ach bitte, warten Sie.« Eilig winkte Sercan einen Ober mit einem Tablett gefüllter Gläser heran. »Dürften wir die werten Herrschaften zu einem Getränk einladen?«

»Da sage ich nicht nein.« Der alte Mann griff freudig zu, argwöhnisch beäugt von seiner Frau, der die Fremden nicht geheuer schienen.

Sezas Augen flogen über ihn hinweg, die Mundwinkel in einer eleganten Abwärtsbewegung verzogen. Sie fühlte sich eindeutig belästigt und kein bisschen von seiner äußeren Erscheinung angezogen, was Sercan einen angenehmen Stich versetzte.

Zunächst verwickelte er den Herrn in ein Gespräch zur Lage des Osmanischen Reiches und der Kommunisten in Rumänien, leitete über zum griechisch-türkischen Krieg und richtete dann seinen ganzen Charme auf dessen Frau, als diese vor Langeweile glasige Augen bekam. Zwei Minuten später hing die alte Dame an seinen Lippen. Carlos versuchte derweil ein Gespräch mit der jungen Frau zu beginnen, was sich jedoch schwierig gestaltete, weil er nur wenig Türkisch und sie kein Wort Spanisch sprach, ganz zu schweigen von ihrer Ungeduld, den aufdringlichen Männern zu entkommen. Sobald die Klingel ertönte, hakte sie sich bei ihren Großeltern ein und zog sie mit sich fort.

Sercan kannte weder ihren Namen, noch hatte er einen Anhaltspunkt, wo er sie beim nächsten Aufenthalt finden würde. Während der zweite Teil des Stücks lief, grübelte er fieberhaft. Nachdem der letzte Vorhang gefallen war, strebte er nicht mit der Menge zum Ausgang, sondern folgte ihr und ihren Großeltern zur Garderobe der Schauspieler.

Da Sercan Carlos weggeschickt hatte und sich hinter einigen anderen Theatergästen im Hintergrund hielt, fiel er nicht sofort auf. Ohnehin schien es so, dass sie ihn vergessen hatte. Sie sprach angeregt mit einer Frau, die aus der Requisite gekommen war. Sercan stellte sich hinter einen großen Kleiderständer voller Kostüme und lauschte. Es ging um eine Tätigkeit als Näherin, für die sich die junge Frau bei der älteren vorstellte. Sercan erfuhr, dass sie Seza hieß und siebzehn Jahre alt war.

Seza, dachte er mit einer Gewissheit, die ihn selbst überraschte, Seza gehört zu Sercan.

Von da an wurde der Himmel über Köstence heller, wenn Sercan in den Hafen einlief. Stets führte ihn sein erster Gang ins Theater, und auch wenn Seza ihn anfangs sehr abwei-

send behandelte, fühlte sie sich insgeheim durch seine Beharrlichkeit doch geschmeichelt. Hinzu kam der Tod ihrer Großeltern, der Seza sehr zu schaffen machte, viel mehr als der ihrer Eltern, die sie kaum gekannt hatte.

Auch Tante Abide zeigte sich nun von einer anderen Seite. Kaum war die vorgeschriebene Trauerzeit vorbei, begann sie ihre Nichte zu drangsaliieren, um das Haus für sich allein zu haben. Es verging kaum ein Monat, in dem nicht mindestens ein älterer Mann in ihrer Stube saß und Seza mit wohlwollenden Blicken folgte. Das machte sie noch empfänglicher für Sercans Werben. In der Hoffnung, Abide damit zu entkommen, gab sie nach, doch mit der Heirat wurde es nicht einfacher.

Sercan war nur selten in Köstence. Er bat Abide, ihnen so lange Unterkunft zu gewähren, bis er ein eigenes Haus kaufen konnte. Abide stimmte zu und bereute es bitter, denn obwohl Sercan für das Zimmer zahlte, lag die Verantwortung für Seza noch immer bei ihr. Und die Zeit lief ihr davon. Solange das Haus nicht frei war, würde Abide keinen neuen Mann für sich gewinnen. Es gab nach dem Krieg ohnehin nur noch wenige gesunde Tataren im richtigen Alter. Und ein Türke kam für Abide genauso wenig in Frage wie jede andere Nationalität. Auch dass Seza kurz darauf selbst eine Tochter bekam, die zu Abides größtem Schmerz gesund war, machte das Verhältnis zwischen den Frauen nicht besser.

Als Sercan zu Dimitrie und Manuc ging, schickte Seza einen türkischen Jungen mit zwei Bleheimern zum Wasserholen, die er an einem Stock über den Schultern trug, und gab ihm danach eine kleine Münze. Sie erwärmte einen Kessel Wasser auf dem Ofen, trug ihn in den Hof und goss

ihn über der Zinkwanne aus, die sie zuvor mit Asche gefüllt hatte. Kernseife durfte Seza nur für die Ausgekleidung verwenden.

Sie fügte zwei Kübel kaltes Wasser hinzu und begann Ferahs Hemdchen in der Lauge zu walken. Auch Ferah wollte waschen, griff nach einem Tuch und ahmte die Bewegungen ihrer Mutter auf dem Waschbrett nach. Seza füllte etwas Wasser für ihre Tochter in den Kübel und ließ sie dort waschen. Je später es wurde, umso wärmer wurde es im Hof.

»Rahmanie!«, rief Seza zum geöffneten Fenster der Stube hin. »Rahmanie, komm raus.«

Das Mädchen antwortete nicht, obwohl Seza noch dreimal rief und überzeugt war, dass Rahmanie sie sehr wohl hörte.

Stattdessen sah Abide aus dem Fenster. »Was schreist du?«

»Tante Abide, sag Rahmanie, sie soll mir helfen, Wäsche aufzuhängen.«

»Wozu?«, fragte Abide. »Hast doch deine eigene Tochter!«

»Aber es ist auch eure Wäsche.«

»Dann denk einmal daran, wie lächerlich wenig dein Mann für euer Zimmer zahlt und dafür, dass ihr es hier so angenehm getroffen habt. Ich könnte das Doppelte verlangen, wenn ich wollte, das Doppelte, verstehst du?«

Seza sagte nichts mehr. Stumm rieb sie die Wäsche über das Brett.

Ferah verschwand im Hühnerstall, aus dem leises Gegacker zu hören war. Und obwohl Seza wusste, dass die Kleine gut mit den Tieren umging, stand sie auf, um sie zu holen und keinen weiteren Ärger mit Abide heraufzubeschwören.

Da stürzte Rahmanie aus der Tür. Der Koffer rutschte ihr aus der Hand, und fast wäre Rahmanie noch darüber gestolpert.

»Sie hat sie gefressen!«, heulte sie. »Sie hat sie kaputtgemacht, und dann hat sie sie gefressen!«

Seza hielt Rahmanie im Arm. »Wer hat wen gefressen?«

»Karmen hat Minik⁴ gefressen«, schluchzte Rahmanie. »Da kamen die ganzen Sachen raus, Zähne und Klumpen und Bänder und Blut!«

Karmen war eine Katze mit rostrotem Fell, die sich oft bei ihnen herumtrieb, weil Rahmanie sie heimlich fütterte. Wie auch die Mäuse, die sie mit Brotkrumen und endloser Geduld zu zähmen versuchte und von denen es eine nun offensichtlich erwischt hatte. Sehr zu Abides Genugtuung, denn sie hatte Angst vor ihnen.

»Weißt du was?«, sagte Seza. »Ich glaube, das war besser so, weil sie ihre Babys vermisst hat.«

Rahmanie sah Seza verständnislos an. Eine Träne lief über ihre Wange, doch sie weinte nicht.

»Erinnerst du dich?«

»Nein«, sagte Rahmanie.

»Letzte Woche hat Karmen doch ihre Babys gefressen, und jetzt wollte sie ...«

»Nein!«, schrie Rahmanie und hielt sich die Ohren zu. »Nein! Nein! Nein!«

Seza bereute ihren kläglichen Trostversuch, weil durch Rahmanies Geschrei Abide erneut aus dem Fenster sah.

»Was ist denn los? Was hast du gemacht?«

Bevor Seza antworten konnte, erschien Ferah in der Tür des Hühnerstalls. Auch sie wollte wissen, was der Lärm zu bedeuten habe. Abide verzog das Gesicht.

4 karmen = karminrot, Minik = die Kleine